

Der Biochemiker fürchtete nach der Wende um seinen Job, dann kam ein besonderes Angebot

Herr Rapoport, Sie kommen aus einer Familie angesehener Gelehrter, Ihr Vater war Biochemiker wie Sie. Ist das eine Bürde oder ein Ansporn?

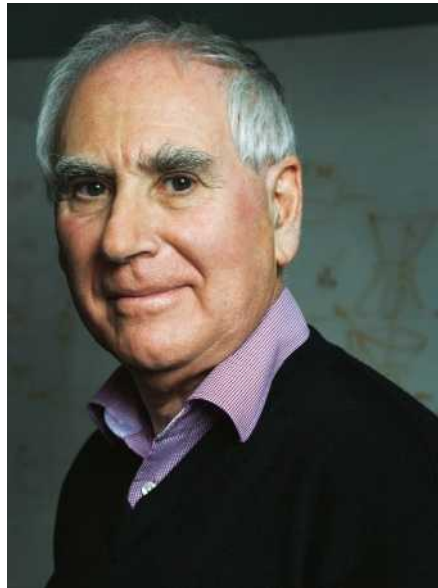
Es ist wohl beides. Mein Vater war als Biochemiker in der DDR sehr bekannt. Ich musste mich mehr beweisen als mein Bruder, der als Mathematiker weit genug weg war von meinem Vater. Mir war klar, dass am Anfang viele dachten, dass ich von ihm protegiert werde, bis ich bewiesen hatte, dass ich es alleine kann. Andererseits habe ich auch sehr von meinen Eltern profitiert. Mein Vater war mein einziger wirklicher Lehrer, und das war eine harte, aber gute Schule. Zu der Zeit, als ich beschloss, Biochemiker zu werden, war er der Direktor des Instituts für physiologische Chemie, an dem ich meine Promotion machte. Das war nicht unbedingt ein Vorteil. Einmal habe ich eine Überschwemmung im Institut verursacht, und das Wasser lief über drei Stockwerke runter bis ins Büro meines Vaters. Er kam wütend nach oben, und ich musste kleinlaut eingestehen, dass es meine Schuld war. Andere hätte er vielleicht davonkommen lassen, ich aber musste danach sein Büro neu streichen.

Hat er Sie immer härter angefasst als die anderen?

Ich habe ihm regelmäßig meine Publikationen vorgelegt, und es war immer wieder deprimierend, wenn ich sie zurückbekam. Alles war rot und durchgestrichen, kein Satz mehr, wie ich ihn geschrieben hatte. Wenn wir das durchgegangen sind, ging das über Stunden. Am Ende sagte er dann immer, dass nur Kleinigkeiten zu verändern gewesen seien, und hat mich in gewisser Hinsicht wieder aufgebaut und mir beigebracht, kurz und schnörkellos zu schreiben. Er war sehr autoritär. Ihm zu widersprechen war schwer, aber nur der, der das schaffte, wurde von ihm akzeptiert. So musste ich lernen, mich zu behaupten.

Wollten Sie Ihrem Vater manchmal zeigen, dass Sie mindestens so gut sind wie er?

Es gab solche Momente. Mein Vater hat die erste Blutkonservierung entwickelt, und ich wünschte, ich hätte etwas gemacht, das



Tom Rapoport, 72, wurde in den USA geboren, seine deutschjüdischen Eltern waren vor den Nazis geflohen. 1952 emigrierte die Familie in die DDR, die Eltern waren überzeugte Sozialisten. Tom Rapoport wurde in Berlin Professor für Zellbiologie, 1995 wechselte er nach Harvard

ich ebenso leicht jedem Beliebigen erklären kann. Er war auch ungeduldig in dem Sinne, dass er nicht dasselbe Gebiet lange bearbeitet hat, während ich über dreißig Jahre an etwas arbeiten kann und immer noch Spaß daran habe. Interessanterweise habe ich ihn nie als Konkurrenten gesehen, obwohl ich eigentlich ein sehr kompetitiver Mensch bin. Konkurriert habe ich mit meinen Altersgenossen, aber er stand als Übervater viel zu hoch über mir.


Ein wichtiges Prinzip in Ihrer Familie war, dass man Kritik austellt, aber auch Kritik akzeptieren muss. Können Sie das?

Ich empfinde es nach wie vor wie eine Ohrfeige, wenn meine Publikationen negativ besprochen werden, aber ich habe gelernt, dass ich froh sein sollte, wenn mir jemand die Kritik ins Gesicht sagt. Ich bin auch sehr gefürchtet, weil ich in jeder wissen-

schaftlichen Arbeit sehe, was hätte besser gemacht werden können. Das habe ich auf jeden Fall von meinem Vater übernommen. **Nach dem Fall der Mauer sind Sie 1995 nach Amerika gegangen. War es ein entscheidender Schritt, dass Sie Deutschland verlassen haben?**

Es war von Nachteil, dass die Familie plötzlich getrennt war, weil meine Kinder in Deutschland studiert haben. Aber wissenschaftlich war der Wechsel in die USA meine Rettung. Nach der Wiedervereinigung hatte ich zwar den Titel eines Professors, aber keine Professur. Ich musste mich neu bewerben und wurde zweimal abgelehnt. Deswegen war ich ziemlich deprimiert und wusste nicht, ob ich überhaupt wieder einen Job bekomme. Und dann bin ich nach oben gefallen und in Harvard gelandet, wo ich mit offenen Armen empfangen wurde. Der größte Unterschied war, dass ich in Berlin sozusagen der Star war und in Amerika nur einer von vielen guten Leuten. Aber das wusste ich, und ich wollte es so. Es ist ein wissenschaftlicher Himmel. Das System in den USA ist in meinen Augen viel ehrlicher und härter als in Deutschland. Wer hier einmal etwas Gutes gemacht hat, kann sich darauf bis zu seiner Emeritierung ausruhen. In den USA lebt man von Überprüfungen. Auch ich als Howard Hughes Medical Institute Investigator muss mich dem mit 72 Jahren unterziehen.

Was ist Ihr Vermächtnis?

Ich mache mir keine Illusionen: Wenn ich etwas nicht entdecke, entdeckt es jemand anderes. Das ist anders als in der Kunst. Mozart gibt es nur einmal, und was er geschrieben hat, wird nie wieder von irgendjemand geschrieben werden. In der Wissenschaft ist niemand unersetzbar. Ich verstehe das auch als eine Befreiung, dass wir eigentlich alle nur einen Baustein zu dem großen Gebäude der Wissenschaft beitragen. Am Ende werden die einzelnen Namen, bis auf eine Handvoll, alle vergessen werden. Wenn ein Satz in einem Lehrbuch übrig bleibt, dann ist das gut. Bei mir ist es sogar schon mehr als ein Satz. 

Das Gespräch führte Herlinde Koelbl

Im nächsten Heft: Wo gibt es Städte, die nach einem Muster angelegt wurden? Die Deutschlandkarte weiß es. Und die Schauspielerin Lera Abova träumt davon, die Verhältnisse in ihrer Heimat Russland zu verändern